

HIDDEN SPIRITS

Eishlan



N I N A L I N Z

Hidden Spirits - Eisblau

Band 1 der "Hidden Spirits"-Trilogie

Texte: Copyright © 2021 by Nina Linz
Umschlaggestaltung: Copyright © 2021 by Nina Linz
Druck: epubli - ein Service der neopubli GmbH, Berlin

TW: Homofeindlichkeit

Nina Linz
Dachgred 27
93152 Nittendorf

Alle Rechte vorbehalten

HIDDEN SPIRITS

Eishlan

KAPITEL 1

Sein Blick wanderte achtsam durch den nebelverhangenen Raum, als wäre er auf der Suche nach etwas. Nach jemandem. Als Nathans Blick schließlich den des anderen kreuzte, konnte er dessen Unsicherheit regelrecht in seinen eigenen Knochen spüren, zusammen mit einem Gefühl, das er zuerst nicht zuordnen konnte, welches ihm später aber einen Schrecken durch den ganzen Körper jagen würde.

Die Bar, in welcher Nathan in diesem Moment saß, befand sich an einem Waldrand, in der Nähe einer kleinen Vorstadt. Obwohl durch die Lage nur wenige neue Gäste ihren Weg in die Kneipe fanden, war sie stets gut besucht. Die Besitzerin der Bar, Shadow, war Nathans beste Freundin und die Bar zentraler Angelpunkt ihres gemeinsamen Freundeskreises.

Die meisten Gesichter kannte man aus den umliegenden Orten, wodurch neue darunter umso mehr auffielen. Und so war es an sich keine Überraschung, dass der Junge mit den silbrig weißen Haaren Nathan sofort ins Auge sprang. Shadow hatte zwar erwähnt, dass sie nach Verstärkung in der Bar suchen würde, aber nicht, dass sie scheinbar sofort jemanden gefunden hatte. Und vor allem nicht, wen sie gefunden hatte.

Der Neue sprach in diesem Moment, während er ein Glas abtrocknend hinter dem Tresen stand, mit Shadow. Dabei wirkte der Unbekannte weder besonders gesprächig, noch hatte Nathan das Gefühl, dass ihm die Unterhaltung unangenehm war. Stattdessen antwortete er knapp aber freundlich, fast schon so, als würde er

absichtlich unscheinbar wirken wollen. Aber genau das erweckte Nathans Aufmerksamkeit.

Es war Nathan schlicht unmöglich seinen Blick abzuwenden, während er leicht nach vorne gelehnt auf dem grauen Ledersofa im Dunkeln saß, seine Ellenbogen auf seinen Knien abgestützt. Mit zur Seite gekipptem Kopf betrachtete er die Szene, die sich vor ihm abspielte. Obwohl die Geräuschkulisse in der Bar beinahe ohrenbetäubend laut war und sich immer wieder das tanzende und torkelnde Partyvolk vor sein Blickfeld schob, gelang es ihm, das Gespräch zwischen dem Unbekannten und Shadow mitzuverfolgen.

»Du arbeitest wirklich schnell und ordentlich dafür, dass es erst dein zweiter Tag hier ist! Wirklich gute Arbeit!«, lobte Shadow ihren neuen Mann im Team mit einem energischen Tätscheln auf die Schulter.

»Vielen Dank, ich werd auf jeden Fall weiterhin mein Bestes geben«, entgegnete der Neue mit leicht geröteten Wangen, scheinbar peinlich berührt von den lobenden Worten.

»Echt ein glücklicher Zufall, dass du gerade dann aufgetaucht bist, als ich darüber nachgedacht habe, einen Barkeeper einzustellen!«, bekräftigte sie lachend. Sie trocknete sich die vom Abwaschen nassen Hände an einem Spültuch ab und stützte sich mit dem Unterarm auf den Tresen.

»Da hab ich wohl Glück gehabt. Hat mir auch erspart, mich noch länger nach einem Job umsehen zu müssen«, bemerkte der Grauhaarige mit einem kaum merklichen Lächeln auf den Lippen, während er behutsam ein Glas mit einem roten Geschirrtuch abtrocknete, als könnte es jede Sekunde in seinen Händen zerbrechen.

»Das nenn ich dann mal eine Win-Win-Situation!«, rief Shadow fröhlich, bevor sie sich abwandte, um ihre Aufmerksamkeit einem Gast zu widmen, der sich gerade auf einem Barhocker niederließ. Nathan legte sein Hauptaugenmerk daraufhin wieder auf den Fremden. Im selben Moment trafen sich ihre Blicke erneut, was Nathan dazu veranlasste, aufzustehen und den Bartresen anzusteuern.

Auf seinem Weg zum Tresen, obwohl dieser nur ein paar Meter betrug, konnte er die steigende Verunsicherung in seinem Gegenüber wahrnehmen, als wäre sie greifbar. Die Musik dröhnte durch die Boxen an den restaurierten, steinernen Wänden von allen Seiten auf ihn zu. Die verschiedenfarbigen Lichter, welche durch den sonst finsternen Raum tanzten, erhellten hin und wieder das dunkle Parkett. Körper schmiegt sich aneinander, bewegten sich ausgelassen in der Menge, mehr oder weniger zum Rhythmus der Musik.

Die paar Schritte zum Tresen zogen sich wie Kaugummi. Die Person dahinter schien immer unruhiger zu werden, während sie verzweifelt versuchte, Nathans durchbohrenden Blick nicht zu erwidern.

»Hey, du musst der Neue sein, richtig? Ich bin Nathan, aber du kannst mich gerne Nate nennen! Freut mich, dich kennenzulernen!«, stellte sich der nun am Tresen Angekommene mit einem breiten Lächeln auf dem Gesicht vor. »Magst du mir ein alkoholfreies Bier reichen?«, fragte Nathan den neuen Barkeeper, während er sich zu ihm vorlehnte, der Blick weiterhin auf ihm ruhend. Es kam Nathan so vor, als würde sich sein Gegenüber regelrecht unter seinem Blick winden, während er wortlos nickte und in die Hocke ging, um das

Bier aus dem Kühlschrank unterhalb des Tresens hervorzuholen.

Nathan stand an der Bar, den Ellenbogen auf dem Tresen abgestützt, während sein Kinn auf seiner Faust ruhte. Er wippte mit dem Bein zur Musik, als er die nun wieder ruhigen und bedachten Bewegungen seines Gegenübers verfolgte und ihn dabei gründlich musterte. In diesen Sekunden, die sich anfühlten wie eine Ewigkeit, schenkte Nathan ihm seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Seine weißgrau gesträhten Haare, welche das faszinierende Farbenspiel der Stroboskoplichter fast schon hypnotisierend reflektierten, gingen ihm etwas über die Schultern, der Scheitel weiter rechts als mittig, die obere Partie der Haare zu einem kleinen Zopf am Hinterkopf zusammengebunden. Ein paar Haare, die zu kurz waren, um im Haargummi Halt zu finden, fielen heraus und umrahmten sein Gesicht wie ein Gemälde. Obwohl er versuchte, sie sich aus dem Gesicht zu pusten, fielen sie ihm prompt wieder über die Stirn. Seine Haut war blass und makellos wie seine Lippen, die Nase kurz und spitz. Die gräulichen Augenbrauen schmal und filigran geschwungen, seine Wimpern hingegen tiefschwarz, lang und voll. Gerade als Nathan drohte, in einen tranceartigen Zustand zu verfallen, riss ihn eine Stimme aus seinen Gedanken, die überraschend tief, aber dennoch wahnsinnig sanft und zart klang.

»Hier, bitteschön«, hörte Nathan den Barkeeper sagen, während dieser ihm das Bier mit einer Hand reichte, ohne ihn dabei anzusehen.

»Danke!«, entgegnete Nathan und streckte seine Hand nach dem Bier aus.

»Darf es sonst noch-«, setzte der Grauhaarige gerade zur Frage an, als Nathan ihn mit einem Ausruf unterbrach.

»Woah! Du bist ja eiskalt!«, lachte er laut, nachdem sich ihre Finger beim Annehmen des Bieres für eine Millisekunde leicht gestreift hatten. In diesem Moment erwiderte der hinter der Bar Stehende endlich seinen Blick, was Nathan allerdings fast zum Taumeln brachte. Ein stechendes, eisblaues Augenpaar starrte Nathan schockiert an, die Pupillen geweitet und die Augen so weit aufgerissen, als würde er seinem schlimmsten Albtraum geradewegs in die Augen blicken.

Nathan durchfuhr es wie ein Feuerstoß. Nun wusste er, woher er diese eisblauen Augen kannte. Das weißgraue Haar, die blasse Haut, die Kälte, die von dem bisher unbekannt Geglaubten abstrahlte.

Eine Welle aus unerträglicher Hitze durchschoss Nathans Körper. Seine Venen fühlten sich an, als würden sie jeden Augenblick unter dem steigenden Druck zerbersten und seine Fingerspitzen kribbelten unaufhörlich. Die Glasflasche in seiner Hand erwärmte sich schlagartig und ehe er sich versah, warf er das Geld dafür hastig auf den Tresen vor sich, bedankte sich nochmals und schlängelte sich blitzartig durch die ausgelassen tanzende Menge dem Ausgang entgegen, ohne sich noch einmal umzusehen.

Auch nach Stunden, in denen Nathan im Hinterhof der Bar an sein mattschwarz foliertes Motorrad gelehnt stand, der Kopf in den Nacken gelegt, konnte er keinen klaren Gedanken fassen. Die Hitze in seinem Körper schien sich nicht zu regulieren und die Bierflasche, welche er die ganze Zeit über nervös zwischen seinen Händen drehte, war im Augenblick das Einzige, an das er sich klammern konnte, um sich irgendwie im Zaum zu halten und seinen Verstand nicht zu verlieren.

Es fühlte sich an, als würde sein dunkles T-Shirt auf seiner Haut

verbrennen und jeden Moment zu Asche zerfallen. Die olivfarbene Lederjacke, die er darüber trug, machte die Hitze, die sich darunter aufstaute, unerträglich. Erneut fuhr Nathan sich mit den Fingern durch seine orangefarbenen, zerzausten Haare, die ihm sofort wieder zurück ins Gesicht fielen. Er seufzte und schüttelte seinen Kopf, wodurch seine Haare nun seine rechte Gesichtshälfte verdeckten.

Nathan hatte schon im Alter von zwölf Jahren aufgegeben, seine Haare irgendwie zu bändigen, was aber allem Anschein nach auch niemanden störte. Von anderen erntete er immer wieder Komplimente für seine Frisur, und die Fragen, wie er diesen ›gewollt wilden Look‹ hinbekam, konnte er nicht beantworten, weil er es nicht einmal versuchte. Beschreiben könnte man seine Frisur als irgendetwas zwischen ›gerade aufgestanden‹ und ›eine Stunde versucht, die Haare voluminös in alle möglichen Richtungen zu verteilen und mit Haarspray zu betonieren, um danach allen zu sagen, dass man direkt nach dem Aufstehen immer so aussähe‹. Nur traf das bei Nathan auch wirklich zu. Wenigstens verdeckten ein paar Haarsträhnen gerade so seine Augen, dass niemand auf dem Hinterhof das Flackern sehen konnte, das in ihnen aufleuchtete. Während er auf das Etikett auf der Flasche in seinen Händen starrte, schwirrten die Gedankenketten weiter durch seinen Kopf.

Konnte es denn wirklich sein, dass er gerade hier auf ihn traf? Gab es derartige Zufälle überhaupt? Was tat er hier? Wie lange war er schon hier? Und die weitaus wichtigere Frage, die Nathan sich seit Stunden stellte, war: Hatte er ihn erkannt?

Dass der blasse junge Mann mit den geradezu cyanfarbenen Augen sich in Nathans Gegenwart nicht wohlfühlen schien, hatte Nathan

zweifellos bemerkt. Die Frage, ob er Nathan erkannt hatte, konnte damit aber nicht eindeutig beantwortet werden. Denn wenn er Nathan wirklich als die Person, die er war, wahrgenommen hätte, wäre er keinesfalls so ruhig geblieben. Auch wenn der Neue Nathan wohl oder übel nicht wiedererkannt hatte, war ihm die Spannung zwischen ihnen sicher nicht entgangen.

Nathan schlenderte nun in Richtung der Mülltonnen, um seine Bierflasche darin zu entsorgen. Erst jetzt realisierte er, dass sich der Parkplatz im Hinterhof langsam aber sicher leerte. Aus den sich lauthals verabschiedenden Menschenmengen, welche nun vermehrt auf den Hinterhof strömten, konnte er schließen, dass die Barbesitzerin Shadow den Feierabend eingeläutet hatte. Die Grüppchen auf dem Parkplatz lösten sich Stück für Stück auf und folgten ihren jeweiligen Mitfahrgelegenheiten zu deren Autos, ehe sie den Hinterhof verließen.

Die letzten Motorengeräusche verstummten langsam in der Ferne und Nathan sah gerade wieder zum klaren Sternenhimmel hinauf, als das schwache Licht im Gebäude hinter ihm gelöscht wurde. Inzwischen wieder an sein Motorrad, welches direkt an der Hauswand stand, gelehnt, die Hände in den Hosentaschen vergraben, wartete er auf nur eine Person.

Ihm war durchaus bewusst, wie das für Außenstehende aussehen musste und das Letzte, was er wollte, war es, dem anderen Angst einzuflößen. Aber Nathan musste um jeden Preis herausfinden, ob der Neue ihn erkannte, ohne ihm zu offenbaren, wer er wirklich war.

Plötzlich tauchte in seinem rechtem Augenwinkel eine Gestalt auf, welche so leise am Zaun entlang huschte, als würde sie schleichen. Der Zaun, welcher aus senkrechten Gittern bestand, reichte vom

Eingang der Bar zum Tor des Hinterhofs und war mit Büschen und Ranken bepflanzt, welche sich an den Stäben empor kämpften. Der Hinterhof war nur verschwindend gering ausgeleuchtet, weshalb dem die Mülltonnen Ansteuernden nicht auffiel, dass Nathan in unmittelbarer Umgebung zu den Tonnen stand. Die nächstgelegene Laterne befand sich an der Hauswand, da Nathan aber nicht mehr in ihrem Lichtkegel stand, war es unmöglich, ihn zu bemerken. Deshalb wunderte es Nathan noch mehr, dass sein Gegenüber keine ihm ersichtliche Reaktion zeigte, als er aus dem Dunkel heraus in den hellen Schein der Laterne trat wie ins Rampenlicht und ihn ansprach.

»Du bist der Letzte, nicht wahr?«, fragte Nathan und konnte nicht glauben, dass er diese Frage wirklich gestellt hatte.

Der nun merklich kleinere Mann neben ihm drehte den Kopf in Nathans Richtung, im selben Moment wohl erst seine Größe realisierend. Nathans Gegenüber hob den Kopf und sah ihm mit hochgezogener Augenbraue misstrauisch in die Augen.

»Der letzte was? Um abzuschließen? Ja, scheint so«, entgegnete er mit einem leicht gereizten Unterton und war schon dabei, sich von Nathan abzuwenden.

»Das ist nicht das, worauf ich hinauswill.« Nathans Stimmlage änderte sich schlagartig. Er klang bestimmt, fast schon streng, als er einen Schritt auf seinen Gesprächspartner zumachte.

Sein Gegenüber seufzte und sah ihm über die Schulter hinweg nun wieder in die Augen. Diesmal hielt er Nathans Blick stand, als er sprach: »Ich weiß nicht, **worauf** du hinauswillst, aber würde es dir was ausmachen, den Parkplatz zügig zu verlassen? Ich muss das Tor schließen.«

Nathan sah sich auf dem Parkplatz um, wodurch ihm jetzt erst auffiel, dass sein Motorrad der letzte verbleibende fahrbare Untersatz war. Kein anderes Motorrad, Fahrrad oder Auto war in Sichtweite.

Womit fuhr er nach Hause? Wo wohnte er? Würde er gleich abgeholt werden? Ein Taxi vielleicht?

Bevor sich die Rätsel in Nathans Kopf häufen konnten, kam ihm seine nächste Frage genauso schnell über die Lippen wie jene, mit der er das Gespräch begonnen hatte.

»Soll ich dich dann vielleicht nach Hause fahren?«

Die eisblauen Augen, welche im Begriff waren, sich von seinen zu lösen, weiteten sich und das prägnante Stirnrunzeln hinterließ einen fragenden, fast schon besorgten Ausdruck auf dem Gesicht des anderen.

»Kein Bedarf, ich wohn eh um die Ecke!«, erwiderte der neue Barkeeper hastig aber bestimmt, und wedelte ablehnend mit den Händen.

»Um die Ecke? Wir sind hier doch mitten im Nirgendwo?«, antwortete Nathan, während er sich ahnungslos umsah. »Das nächste Dorf ist doch mindestens 'ne halbe Stunde Fußweg entfernt.« Als Nathan seinen Blick daraufhin wieder auf dem blassen Gesicht des jungen Mannes ruhen ließ, stand dieser mit verschränkten Armen vor ihm, während er sich unruhig umschaute, als wäre er tatsächlich auf der Flucht.

»Ach egal, vergiss es. Ich komm klar, danke.«

Nathan konnte ein verschmitztes Grinsen nicht unterdrücken. Da er sich nun beinahe sicher war, dass der Grauhaarige ihn nicht

wiedererkannte, sondern sich nur aufgrund seiner Direktheit so unwohl fühlte, wollte er es dabei belassen und wählte seine letzten Worte vor der Abfahrt mit Bedacht.

»Alles klar, dann sei vorsichtig auf dem Weg nach Hause. Es ist immerhin Jagdsaison, es wäre also besser, wenn du nicht zu lange alleine draußen unterwegs bist. Nicht, dass dich noch jemand mit einem Wildtier verwechselt. Also, bis dann!« Noch während Nathan sich winkend umdrehte, um auf sein Motorrad zu steigen, konnte er die Person neben sich nahezu versteinern sehen. Die kurze Zeit über, in der er sich seinen Helm aufzog, sich auf sein Motorrad schwang und zur Abfahrt ansetzte, beobachtete er den anderen aus dem Augenwinkel genau. Er bewegte sich keinen Zentimeter, sondern starrte Nathan mit leeren Augen an. Der Mund leicht geöffnet und die Augen aufgerissen, bohrten sich die Finger des jungen Mannes in den jeweils gegenüberliegenden Oberarm der vor seiner Brust verschränkten Arme, als wäre ihm gerade seine verbleibende Lebenszeit offenbart worden.

Wusste er es nun doch? Hatten sich seine Erinnerungen zurück in sein Bewusstsein gekämpft? Hatte Nathan all das aufgewühlt, was bisher unberührt tief in ihm verborgen gelegen war? Oder war er einfach grundsätzlich so ängstlich und misstrauisch?

Nathan war bewusst, dass er sich mehr hätte zurückhalten können. Andererseits hatte ihn der Anblick des neuen Barkeepers wahrhaftig kalt erwischt. Niemals hätte er gedacht, ihn anzutreffen.

Ihn hier anzutreffen.

Ausgerechnet hier.

In *ihrem* Revier.

KAPITEL 2

Noch immer stand er auf dem Parkplatz im Hinterhof, die Arme um sich geschlungen, der Blick wie gelähmt auf den Asphalt der Straße gerichtet, auf der vor wenigen Minuten der Rothaarige auf seinem Motorrad ins Dunkel der Nacht verschwunden war. Das Knattern des Motorrads dröhnte noch immer in seinen Ohren.

Was war das? Was war hier noch vor wenigen Minuten passiert?

Nachdem er sich langsam aus seiner eigenen Umklammerung gelöst hatte, trat er den Heimweg an.

Heimweg. Bei dem Gedanken an das Wort verzog er das Gesicht. Ein Heimweg würde ein Zuhause implizieren und das war ein Wort, das in ihm so viele ungewollte Gefühle auslöste wie kein zweites. Bevor er jedoch tiefer in diese Gedanken eintauchen konnte, schob sich das Bild eines rothaarigen jungen Mannes vor sein inneres Auge. Wie dieser dort vor ihm auf dem Tresen gelehnt und ihn nahezu unerträglich intensiv angesehen hatte.

Ihm war zu diesem Zeitpunkt sofort der Cut in seiner linken, im Kontrast zu den orangefarbenen Haaren stehenden, schwarzen Augenbraue aufgefallen, sowie die Piercings am linken Ohr. Ein schwarzer, breiter Ring an der oberen Außenseite seines Ohres und zwei schwarze, platte, kreisförmige Ohringe. Ein größerer, direkt mittig am Ohrläppchen, und ein zweiter kleinerer etwas weiter darüber.

Nathan. Er konnte sich nicht erklären weshalb, aber ihn überkam sofort ein mulmiges Gefühl, als er an diesem Abend das erste Mal in

seine haselnussbraunen Augen geblickt hatte.

Er hatte sich nicht unwohl gefühlt, aber dieser Blick war anders gewesen als alle, die er bisher mit anderen Menschen ausgetauscht hatte. Nathans Blicke waren einschüchternd, aber nicht bedrohlich. Eindringlich, aber nicht unheimlich. Seine Blicke waren tief, vielsagend, lebendig. Wer ihn näher kannte, konnte wohl aus seinen Blicken lesen, so viel schienen sie sagen zu wollen.

Noch wurde er nicht schlau aus diesen Blicken, noch weniger aber aus Nathans Worten. Hatten sich die letzten Worte ihres Gesprächs gerade eben bewusst angehört wie eine Drohung? Oder kümmerte Nathan sich wirklich darum, dass er heil nach Hause kam?

An sich konnte es ihm egal sein. Er brauchte niemanden, der sich um ihn sorgte. Seit Jahren war er auf sich alleine gestellt. Und daran hatte er sich gewöhnt. Nicht, dass er je eine andere Wahl gehabt hätte. Niemand durfte Zeuge dessen werden, was er in seinem Inneren mit sich herumtrug.

Während er sich gekonnt durch die Büsche am Rande des Waldes schlängelte, sah er sich ein letztes Mal um. Er musste sichergehen, dass ihn niemand verfolgte und ihm auch die nächsten Monate keiner auf die Schliche kommen würde.

-

„Ayden, mein Liebling. Lauf!

Lauf, so schnell und so weit wie du nur kannst!

Schau nicht zurück. Ich werde immer bei dir sein.

Auch wenn ich nicht mehr neben dir sein kann,

bin ich trotzdem bei dir.

Das verspreche ich dir.

*Und jetzt lauf, bitte!
Irgendwann wird es jemanden geben,
dem du dein wahres Ich zeigen kannst.
Du wirst spüren, wer und auch wann es soweit ist.
Aber bis dahin, bleib bitte sicher, auch wenn das bedeutet,
dass du nicht lange Zeit am selben Ort bleiben kannst.
Egal wo du bist, ich wache über dich.
Ich liebe dich, mein Engel.
Und jetzt renn!“*

-

Die Worte seiner Mutter schnellten ihm durch den Kopf, so schlagartig und schmerzhaft wie Pistolenschüsse. Sie erwischten ihn völlig unvermittelt.

Warum jetzt? Warum hörten diese quälenden Erinnerungen und Albträume nicht endlich auf, ihn zu verfolgen? Warum konnte er nicht endlich das finden, was seine Mutter ihm vor Jahren prophezeit hatte? Warum irrte er immer noch planlos umher, warum war er immer noch so rastlos, nach all den Jahren?

Und dann setzte auch schon ein, was er vor allen Menschen verstecken musste. Der Grund, weshalb er niemanden in seinem Leben hatte und niemanden dauerhaft in sein Leben lassen konnte. Die Luft um ihn herum wurde eiskalt und färbte sich in lebhaftes Cyanblau. Ein so helles und kühles Blau wie das seiner Augen. Die zahllosen, winzig kleinen eisblauen Luftpartikel hüllten den Wald um ihn herum in ein beinahe mystisches Lichtspiel. Die Rinden und Blätter der umliegenden Bäume absorbierten das Blau und erschufen

damit verschiedenste Farbnuancen, von tiefem Ultramarin bis hin zu grellem Türkis. Er spürte, wie seine Pupillen sich zu senkrecht stehenden Schlitzeln verformten, seine Augen nun umrahmt von tiefschwarzen, geschwungenen Lidern. Seine Ohren verlängerten sich, zum oberen Ende hin angespitzt. Er betrachtete seine Arme, die sich wellenartig mit blauem Fell überzogen und seine Hände, welche sich in Pfoten verwandelten, eingehüllt von grauem, weichem Fell.

Ehe er sich versah, fiel er lautlos auf seine vier Pfoten und versuchte, sich schnell an die neue Höhe zu gewöhnen, die nun nur noch etwas über einen halben Meter betrug. Er konnte im Dunkeln gut sehen, was aber in diesem Augenblick nur von geringer Bedeutung war, denn durch die Verwandlung war seine Umgebung wie durch Sternenstaub in hellem Blau erleuchtet. Abseits der guten Sehkraft in der Dunkelheit war seine Sehschärfe jetzt weitaus schlechter als bei Tageslicht.

Auf seine Ohren und seine Nase war nun absolut Verlass. Obwohl er in seiner animalischen Form bedeutend besser hören und riechen konnte, hatte er auch als Mensch ein immer noch weitaus feineres Hör- und Riechorgan als andere Menschen, wenn er sich darauf konzentrierte.

Sein Erscheinungsbild war nicht das eines gewöhnlichen Fuchses, was nicht zuletzt an seiner Farbe zu erkennen war. Seine Pfoten waren mit grauem Fell überzogen, welches etwas darüber in ein Ozeanblau überging. Die Spitze seines buschigen Schwanzes war weiß, genau wie das Fell auf und unterhalb seiner Schnauze, welches über seine Brust reichte und zwischen seinen Vorderbeinen wieder zu einem Blau überging. Seine Ohren umgab dasselbe eisblaue, geschmeidige Fell wie das, welches von seinem Rücken bis zum

Ansatz seines Fuchsschwanzes reichte.

Als er schließlich seine temporäre Unterkunft, genauer gesagt ›seine‹ Höhle, schließlich erreichte, genügte ihm ein kurzer Blick ins Innere, um sich zu vergewissern, dass sich der Rucksack mit all seinen Besitztümern noch an Ort und Stelle befand. Seine derzeitige Bleibe war eine dunkle, feuchte und modrig riechende Höhle in einem teilweise bemoosten Felsen, verhangen von Ranken aus Efeu, wodurch der Eingang versteckt im Schatten der Pflanzen lag. Das Loch reichte ein paar Meter tief in den Felsen hinein, bevor der Höhlenverlauf eine Kurve nach rechts einschlug.

Dort, am Ende der Höhle, komplett im Dunkeln, bewahrte er einen Rucksack auf. Er war gerade so groß, dass er ihn als Fuchs mit sich tragen konnte. Geformt wie zwei Taschen, die man normalerweise an den Seiten des Gepäckträgers eines Fahrrads befestigte. Damit war es ihm möglich, sich den Rucksack über den Rücken zu schnallen, während die Taschen an seinen Seiten herunterbaumeln würden, nur verbunden durch ein flaches Stück Stoff auf seinem Rücken. Er konnte die Taschen aber auch so auseinander- und wieder zusammenbauen, dass sie sich übereinandergestapelt in seiner Menschengestalt wie ein zweiteiliger Rucksack tragen ließen.

In diesem befanden sich seine Papiere, die nötigsten Kleidungsstücke – der Länge nach aufgerollt, um sie platzsparend zu verstauen –, eine Notfallration an Dosen mit dazugehörigem Besteck und die gängigen Hygieneartikel, falls es ihm auf seinen Reisen über einen längeren Zeitraum nicht möglich war, sich zu verwandeln. Oder auch einfach, um sich unter Menschen begeben zu können, die ihm nicht sofort ansehen sollten, dass er in den Wäldern in Höhlen lebte wie ein Neandertaler.

Nachdem er sich vergewissert hatte, dass sein Hab und Gut noch sicher war, schlich er zum Eingang seiner Höhle, drehte sich ein paar Mal um die eigene Achse und ließ seinen Fuchskörper daraufhin sanft auf die dünne Blätterdecke unter sich sacken. Er kringelte sich zu einer Kugel zusammen, alle vier Beine nah an sich herangezogen und den schneeweißen, buschigen Schwanz schützend um sich gelegt. Er schloss die Augen und merkte erst jetzt, dass er am ganzen Körper zitterte, zusammengekauert auf dem kalten Waldboden.

Zu lange war er schon auf diese Weise unterwegs. Ohne Konstante in seinem Leben, ohne dauerhafte Bleibe. Auch wenn er all seinen Bedürfnissen in seiner Fuchsgestalt nachkommen konnte und daher nicht zwingend eine Wohnung oder ein Haus brauchte, fehlte ihm ab und zu das wohlige Gefühl eines richtigen Heims. Eines Ortes, an den er zurückkehren und sich einfach fallen lassen konnte. Stattdessen blieb er immer nur wenige Monate in derselben Stadt, um kurz darauf wieder das Weite zu suchen, wenn er drohte aufzufallen oder zu enge Bekanntschaften zu knüpfen.

Es war nicht so, als würde er keine Freunde finden wollen. Er wollte nichts lieber als ein paar vereinzelte Menschen um sich herum, mit denen er eine schöne Zeit haben konnte. Aber es gab immer diesen einen Punkt, an dem es für ihn nicht weiterging. Der Punkt, an dem genau diese Menschen misstrauisch wurden. Wissen wollten, wo er wohnte, wie er wohnte, woher er kam. Er konnte es diesen Menschen nie verübeln, wissen zu wollen, mit wem sie es eigentlich zu tun hatten. Vielmehr hatte er jedes Mal das Verlangen, ihnen alles zu erzählen. Endlich jemandem sein Herz auszuschütten. Aber dann erinnerte er sich an seine Mutter. Daran, dass er niemandem sein wahres Ich zeigen sollte, außer dieser einen Person.

Und das waren die Momente, in denen er sich schweren Herzens seinen Rucksack umschnallte und sich auf den Weg in die nächste Stadt machte, bevor ihn das Gefühl, endlich irgendwo dazugehören zu wollen, drohte von innen heraus aufzufressen.

Weshalb er sich nicht einfach einen festen Job suchte und eine vernünftige Wohnung bezahlte? Würde das nicht all seine Probleme lösen? Versucht hatte er es. Und wie sehr er es auch wollte, es funktionierte nicht. Jedes Mal hatte er Probleme mit seinen Kräften. Seine Verwandlungen konnte er einigermaßen kontrollieren, aber seine geringe Körpertemperatur und die Kraft, das Element Eis als Hilfe oder gar Waffe einzusetzen, hatte ihn schon öfter in ausweglose Situationen gebracht. Ein kleiner Nebenjob wie der in einer Bar, war für ihn weitaus einfacher und länger händelbar als ein Vollzeitjob. Er hatte schlichtweg nicht genug Einfluss auf seinen eigenen Körper, um seine Kräfte über Stunden so gut im Zaum zu halten, dass niemand misstrauisch werden würde. Da er dadurch aber natürlich auch weniger verdiente, gerade so viel, dass es für seine Bedürfnisse reichte, war eine Wohnung absolut undenkbar.

Die einzige Hoffnung, an die er sich klammerte, waren die Worte seiner Mutter. Mit einem leisen Grummeln, das mehr einem Seufzer glich, kauerte er sich noch weiter zusammen und versuchte das Zittern, das seinen ganzen Körper bis auf die Knochen bedrohlich vibrieren ließ, weitestgehend zu ignorieren. Sein letzter Gedanke, bevor ihn der Schlaf endgültig überkam, ging an den spitzbübisch lächelnden Rothaarigen, welcher ihn am Parkplatz vor der Jagdsaison gewarnt hatte, ehe er ins Dunkel der Nacht verschwunden war.

Das Zwitschern der zahlreichen Vögel um ihn herum weckte Ayden aus seinem Schlaf. Er spürte die ersten schwachen Sonnenstrahlen auf sich, die sich ihren Weg durch die Baumkronen kämpften und damit allmählich sein dichtes Fell erwärmten. Seine dritte Nacht in der neuen Umgebung hatte er überstanden. An neue Gegenden gewöhnte er sich schnell, eine andere Wahl blieb ihm auch nicht. Alles, was wichtig war, war eine Wasserquelle in der Nähe, um zu trinken und sich und seine Kleidung waschen zu können.

Seine Kleidung. Augenblicklich wurde ihm bewusst, dass er seine Schuhe, die Hose, das weiße Hemd und die schwarze, taillierte Weste, welche er immer in der Bar trug, nach seiner Verwandlung am Waldrand liegengelassen hatte. Aydens Fuchsgestalt schnellte in die Höhe. Noch nicht ganz wach, kniff er die Augen zusammen, sah sich um und schnupperte gleichzeitig in die Luft.

Gefolgt war ihm auch in dieser Nacht niemand. Es mischte sich kein fremder Geruch unter die vertrauten Aromen des Waldes. Es roch nach Harz, nasser Erde und Moos. Durch Letzteres versuchten sich die zahlreichen Blumen ihren Weg an die Oberfläche zu erkämpfen, um ein paar Sonnenstrahlen zu ergattern. Er atmete tief durch seine schwarze, leicht feuchte Nase ein, streckte seine Vorderbeine vor sich aus, krallte sich in den Boden und senkte seinen Kopf zwischen seinen Beinen ab. Unter seinen Pfoten raschelten die Blätter, auf denen er die Nacht über geschlafen hatte. Die eingeatmete Luft stieß er nun mit einem tiefen Seufzen aus, was eher einem Winseln gleichkam, während er seine Hinterbeine und damit seinen Hintern nach oben und den Rücken tief nach unten durchstreckte. Er zog seine Lefzen gen Himmel und versuchte gar nicht erst, sein Gähnen zu unterdrücken, während er das Gewicht

wieder auf seine Vorderbeine verlagerte und seine Schnauze in die Höhe ragen ließ.

Nachdem er sich einmal ausgiebig geschüttelt und sein Fell von den Blättern befreit hatte, machte er sich auf den Weg zu seinen zurückgelassenen Kleidungsstücken. Mit leisen, aber eiligen Schritten huschte er durch das Dickicht des Waldes. Vorbei an kleinen, verwilderten Tümpeln, hinweg über umgefallene, bemooste Baumstämme.

Die morgendlichen Sonnenstrahlen verbreiteten eine einzigartige und friedvolle Stimmung im Wald. Ayden begegnete keinen wilden Tieren, egal wo er war. Er selbst wurde nicht als Wildtier von ihnen wahrgenommen. Er war weder Tier noch Mensch, das war sowohl ihm, als auch den Tieren um ihn herum bewusst. Mit domestizierten Haustieren konnte er dafür recht gut kommunizieren, denn diese waren an den Menschen gewöhnt und freuten sich noch mehr darüber, dass er ihre tierischen Bedürfnisse so gut wahrnehmen und verstehen konnte. Das machte sein Leben allerdings noch einsamer, als es sowieso schon war. Ein Haustier konnte er nicht in der freien Wildbahn halten und die wilden Tiere hielten Abstand zu ihm.

Mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern schnellte er durch den dichten Wald, sprang so mühelos über Zweige und Baumstümpfe, als würde er fliegen, nur um alle paar Meter zu pausieren und sich geduckt nach Spaziergängern oder Pilzsammlern umzusehen. Er konnte diese unangenehmen Zwischenfälle zwar zum Glück an einer Hand abzählen, aber auch das war schon zu viel. Je mehr Menschen einen so farblich auffälligen und ein – verglichen mit normalen Füchsen – ungewöhnlich großes Exemplar mit sehr langen spitzen Ohren und eisblauen Augen in den Wäldern

erblickten, desto größer wurde die Bedrohung für ihn. Schließlich ging es hier immer noch um Menschen. Wenn etwas existierte, was für Menschen in kein Muster oder eine Schublade passte, wurde es weder in Ruhe gelassen noch geschützt. Stattdessen würde versucht werden, dieses Etwas zu jagen, einzusperren, auszubeuten und zu vermehren, bis auch der Letzte von ihnen seinen Profit daraus gezogen hatte, nur um es letztlich zu töten, wenn sein Soll erfüllt war.

Nach einem kurzen Sprint durch den Wald hatte er sein Ziel erreicht. Seine Kleidung lag noch an derselben Stelle auf dem feuchten Waldboden, an welcher er sich letzte Nacht verwandelt hatte. Er öffnete seine Schnauze und nahm die Stoffe und Schnürsenkel seiner Schuhe behutsam zwischen seine Kiefer. Ein letztes Mal sah er sich um und drehte sich zwischenzeitlich lautlos um seine eigene Achse, bevor er das Tempo wieder aufnahm und sich mit schnellen Schritten rasch zurück zu seiner Höhle navigierte.

Dort angekommen verwandelte er sich in seine menschliche Form, zog sich eine schwarze, eng anliegende Jeans an, warf sich einen petrolfarbenen Pullover über und machte sich auf den Weg zur nahegelegenen Quelle. Er wusch seine Arbeitskleidung gründlich im kristallklaren Wasser, wrang sie aus und nahm sie wieder mit zurück zu seiner Höhle, in der er sie an hervorstehenden Felskanten zum Trocknen aufhängte. Daraufhin teilte er seine Haardecke von den darunter liegenden ab und band sie zu einem kleinen Zopf zusammen. Gerade als er den Haargummi das letzte Mal drehte und über die Haare stülpte, fing sein Magen an besorgniserregend laut zu knurren. Mit der linken Hand fasste er sich reflexartig an den Bauch, während er sich mit seiner rechten an der kalten Höhlenwand

abstützte.

Seine letzte richtige Mahlzeit war schon viel zu lange her. An sich konnte er in seiner Fuchsform gut jagen und der Erfolg war dabei geradezu garantiert, allerdings offenbarten sich auch hier Probleme. Neben der Tatsache, dass er durch den rauschartigen Zustand, den er bei der Jagd verspürte, seine Umgebung vernachlässigte und dadurch eine Begegnung mit Menschen zu spät bemerkte, machte ihm die Jagd keinen Spaß. Im Gegenteil. Er verabscheute das Gefühl, einem anderen Tier Todesangst einzujagen, es zu verfolgen und in die Enge zu treiben, bis es unter seinem eisernen Biss aufhörte, sich zu wehren. Er hasste die Emotionen, die ihn überkamen, sobald er aus seiner Trance erwachte und feststellte, dass all das Leben in dem Tier zwischen seinen Fangzähnen, das vor einigen Sekunden noch quietschlebendig durch den Wald gesprungen war, plötzlich nicht mehr existierte.

Allein aus diesem Grund brauchte er Geld, um sich Nahrung zu kaufen, die ihn sättigte. Der ernährungstechnische Vorteil an seinem Hybrid-Dasein war jedoch, dass er nicht so oft essen musste. Er kam länger ohne Verpflegung aus als ein gewöhnlicher Mensch. Aber heute war es wieder soweit. Er zog sich seine alten, braunen Stiefel an, die jeden Moment drohten in ihre Einzelteile zu zerfallen, streckte sich ein letztes Mal mit den Handflächen seiner verflochtenen Finger gen Himmel und trat seinen Weg in den nächsten Ort an.

KAPITEL 3

Es war ein friedlicher Mittwochmorgen, an welchem die Sonne vom strahlend blauen Himmel auf den schwarzen Asphalt hinab schien. Die Temperaturen waren über die Morgenstunden schon angenehm angestiegen, weshalb Nathan sich umso mehr wunderte, als er eine gewisse Person mit hängenden Schultern in einem dicken Pullover über den Parkplatz des Supermarktes schlurfen sah.

Nathan trat gerade durch die sich öffnenden, gläsernen Schiebetüren des Ausgangs, da sprang er ihm ins Auge. Interessiert beobachtete er Ayden weiter, der mit gesenktem Kopf und zum Boden gerichteten Blick in seine Richtung wankte. Seit ihrer Begegnung war keine Minute verstrichen, in der Nathan den vergangenen Abend nicht pausenlos in seinem Kopf hatte Revue passieren lassen.

Hatte er Ayden bei seiner Verabschiedung endgültig und vollständig verschreckt? Würde er ihn jemals wiedersehen? Die Chance bekommen, sich zu erklären? War es besser, Ayden niemals erfahren zu lassen, weshalb der gestrige Abend so verlaufen war?

All diese Fragen waren jedoch in dem Moment verflogen, in dem Nathan die knapp über 160 cm große Person auf sich zusteuern sah.

Nicht sicher, wie er Ayden ansprechen sollte, blieb Nathan ein paar Meter vor dem Eingang stehen, die Hände in die Hosentaschen seiner dunkelblauen Jeans gesteckt.

Das Einzige, was er an dem auf ihn Zukommenden wahrnehmen konnte – wenn das durch den Pony, der durch den gesenkten Kopf

fast Aydens ganze linke Gesichtshälfte verhüllte, überhaupt möglich war –, war der düstere Ausdruck, der sich über sein Gesicht erstreckte.

•

Ayden blieb abrupt stehen, als plötzlich zwei schwarze Sneaker mit dicker, weißer Sohle am oberen Rand seines Blickfelds erschienen. Verwundert schoss sein Kopf in die Höhe. Ayden blickte direkt in die dunkelbraunen Augen seines Gegenübers, welcher ihn, leicht in die Hocke gegangen, von etwas weiter unten herauf ansah. Nathan strich Ayden mit den Fingern behutsam die von den Sonnenstrahlen silbrig leuchtenden Strähnen aus dem Gesicht, die jenen daran hinderten, Ayden in die Augen zu sehen.

»Na, jemand zu Hause?«, fragte ihn der Rothaarige, was Ayden sich aber nur durch das Ablesen seiner Lippenbewegungen zusammenreimen konnte. Es war, als würden die Worte nicht bis zu ihm durchdringen. Als würde er sie nur dumpf in der Ferne wahrnehmen. Stattdessen rauschte das Blut in rasendem Tempo durch Aydens Adern und ließ ihn, hypnotisiert von den Klängen in seinen Ohren, die brechenden Wellen glichen, versteinert zurück.

»Hey, guten Morgen! Alles gut bei dir?«, versuchte Nathan nochmals mit einem breiten Lächeln Aydens Aufmerksamkeit zu gewinnen.

»M-Morgen. Ich mein, also ... ja, alles in Ordnung!«, stammelte Ayden, endlich wieder im Begriff, Herr seiner Sinne zu werden.

Wo kam Nathan plötzlich her? Verfolgte er ihn? Und warum zum Geier stotterte er selbst auf einmal?